

Unsere neue Missionsstation St. Joseph.

einen Zigeunerwagen bemerkte, gewaltige Lust anwandelte, einmal da hineinzusteigen, all' seine Wunderdinge in Augenschein zu nehmen und eine Strecke weit mitzufahren. Und siehe jetzt, nach mehr als zwei Jahrzehnten, sollte sich mein Jugendtraum im Süden Afrikas verwirklichen! Wir stiegen also ein und fanden da zu unserer Bequemlichkeit nebst einigen Decken und Kopfkissen zwei mächtige Strohsäcke. Das war ja ganz vorzüglich; nur schienen mir letztere allzu gefährlich nach rückwärts herunterzuhängen. Ich beschloß, sie umzuwenden; doch da kam ich schon an! Wie ich mitten in meinen Reformbestrebungen war, regnete es aus dem großen mittleren Spalt in sündflutartiger Fülle Häckel und Stroh und Spreu auf mich herab, daß ich gerne von weiteren Versuchen abstand. Wie ich dabei ausgesehen habe, kann man sich denken! Ich war nur froh, daß unser Photograph nicht in der Nähe war, um mich und meine Blamage in seiner Camera obscura zu verewigen. So geht's aber, wenn man in fremdem Land gleich alles besser wissen will.

Um 3 Uhr nachmittags fuhren wir von Dohne ab und waren, die nötigen Ruhepausen miteingerechnet, bis zum nächsten Morgen gegen 9 Uhr auf dem Weg. Die Fahrt ging verhältnismäßig flott von statten, manchmal liefen unsere 16 Ochsen geradezu im Galopp; doch schon nach dreistündiger Fahrt wurde Halt gemacht und ausgepannt. Die Ochsen durften eine Stunde weiden, und die 4 ama-Xosa-Jungen, die den Wagen leiteten, machten an offener Straße ein kleines Feuer an und bereiteten sich ihr Abendessen. Dann ging's wieder fort. Nach drei Stunden wurde abermals ausgepannt, diesmal aber dauerte die Pause volle 5 Stunden. Sie war für die eigentliche Nachtruhe bestimmt, denn während der Fahrt konnte man doch nicht schlafen.

Die Gegend von Dohne bis Keilands fanden wir ziemlich eintönig, ohne besondern landschaftlichen Reiz; auch ist sie nur spärlich von Weißen bewohnt. Nur hie und da erblickten wir in dieser Einöde eine Farm. Wie könnte auch ein Europäer in diesem steinigten, nur mit Dornen und spärlichem Graswuchs bestandenen Land sein Leben fristen? Später, gegen Keilands zu, wurde die Gegend wieder belebter, romantischer und fruchtbarer.

Die Straße ist in verhältnismäßig gutem Zustand; stellenweise läßt sie allerdings sehr zu wünschen übrig. Da geht es dann mit dem schweren, holperigen Wagen über Löcher und Steinblöcke hinweg, daß einem Sehen und Hören vergehen könnte; auch wir bekamen an Stößen und Büffen unser volles, gerütteltes und überfließendes Maß. Doch das gehörte auch dazu, und war gleichsam das Salz in unsere Suppe; kurz die lange, nächtliche Fahrt gefiel mir außerordentlich gut und wird mir unvergeßlich bleiben für's ganze Leben. Hier in Südafrika hat noch volle Geltung der geistreiche Spruch:

„Wenn einer eine Reise tut,
So kann er 'was erzählen.“
(Schluß folgt.)

Unsere neue Missionsstation St. Joseph.

Konnten wir in der vorigen Nummer des Berichtsmittels unsern geehrten Lesern und Wohltätern die freudige Kunde bringen, daß wir in Keilands drei neue Missionsstationen erhielten, so sind wir heute in der glücklichen Lage, ihnen mitzuteilen, daß sich

dazu in Natal selbst eine vierte Missionsstation gesellte, der wir zu Ehren des glorreichen Nähr- und Pflgeaters Jesu den Namen „St. Joseph“ gegeben haben.

Die neue Station ist etwa sechs Wegstunden nordwestlich von Ladysmith, dem im Burenkrieg so heiß umstrittenen, englischen Städtchen, gelegen und eine Tagreise von M. Ratschig. Bester's, an der Bahnlinie Ladysmith-Harrysmith gelegen, ist die nächste Eisenbahnstation; von da bis St. Joseph sind es ungefähr drei Stunden zu Fuß.

Mit dem Gedanken, in dortiger Gegend eine Missionsstation zu gründen, trugen wir uns schon seit mehreren Jahren. In nahen Bluebank befinden sich nämlich mehrere katholische Familien, die uns teils von Ratschig, teils von Mariannhill her bekannt sind, und deren Zahl beständig wächst. Ferner ist uns viel daran gelegen, unsern Neuchristen, die vielfach in heidnischen Lokationen wohnen, oder auf den Farmen protestantischer Kolonisten, bei denen sie Gefahr laufen, über Nacht vertrieben zu werden, eine willkommene Gelegenheit zu bieten, auf unserer eigenen Farm ein schönes, sicheres Heim zu gründen. Kurz, der Kauf von Schoemansdal, wie die Farm bisher hieß, erfolgte im Juli 1908 in erster Linie aus Rücksicht auf die armen Schwarzen. Anfangs August wurde zunächst Br. Servulus dorthin gesandt, und ein paar Wochen später folgten ihm Rev. P. Eligius, ein erst im Mai 1907 ausgeweihter Priester, und Br. Augustin. Zur Stunde — ich schreibe diese Zeilen Mitte September 1908 — ist in St. Joseph natürlich alles erst im Werden, und wegen Mangel an geeignetem Missionspersonal dürfte sich auch die Eröffnung der eigentlichen Missionstätigkeit daselbst noch etwas verzögern. Für heute müssen wir uns daher begnügen, unsern geehrten Lesern den Hauptinhalt eines Briefes mitzuteilen, den uns P. Eligius am Feste Maria-Geburt, also kurz nach seiner Ankunft in St. Joseph, zukommen ließ. Er schreibt:

„Im Gefühl der Freude, welche das heutige schöne Fest, Maria Geburt, der ganzen Menschheit gebracht, will ich es versuchen, eine kleine Schilderung zu machen von den ersten Eindrücken, die ich in St. Joseph, unserer jüngsten Missionsstation, gewonnen: Samstag, den 29. August, abends 7 Uhr fuhren wir von Pine-town ab, und waren gegen 1/2 11 Uhr in P.-Marienburg. Bis dahin ging alles ganz nach Wunsch. Nun aber wurde unser Coupé in einen Schlafraum verwandelt. Ein Engländer und überhaupt jeder, der das Reisen gewohnt ist, mag das sehr bequem finden; ich aber konnte hier weder sitzen, noch schlafen. Ich griff zum Brevier, allein da mir die untere Sitzreihe als Lagerstätte zugewiesen war, fehlte es mir an der gehörigen Beleuchtung. Bevor wir jedoch Ladysmith erreichten, begann es zu tagen; ich stellte mich ans Fenster und konnte hier dem größten Teil meiner Tagespflicht genügen.

In Ladysmith mußten wir umsteigen; denn während die Hauptlinie von hier nach Johannesburg geht, zweigt die Seitenlinie nach der Orange-River-Colonie ab. Um 6 Uhr 40 Min. morgens fuhren wir ab und waren um 8 Uhr in Bester's. Ich konnte mich nicht genug wundern über die Armut des Landes, das wir auf dieser Strecke passierten. Ich sah bloß ärmliche Wiesenründe, und auch diese waren oft mit Steinblöcken und Ameisenhaufen wie besät. Desgleichen war die Bevölkerung sehr schwach; nur selten sahen wir

einen Kaffernkraal; zum Glück kam es später, gegen unser neues Heim zu, wieder besser.

Unser Kommen war von Mariannhill aus dem Br. Servulus telegraphisch gemeldet worden; allein er hatte das Telegramm nicht erhalten und war somit am Samstag nach Ladysmith gefahren, um dortselbst am kommenden Tag der Sonntagspflicht genügen zu können. So kam es also, daß wir uns ganz selbst überlassen waren, als wir in Besters ausstiegen. Da war weder Br. Servulus, noch Wagen und Pferd, noch Führer zu sehen. Das war nun allerdings nicht am Besten. Nun, die Richtung kannten wir, und so machten wir uns denn aufs Geradewohl auf die Suche. Doch bald kam ein Scheideweg. Jetzt wohin? Links oder rechts? Zum Glück befand sich in der Nähe ein Kaffernkraal; Bruder Augustin, dessen Sprachkenntnisse mich tief in den Schatten setzten, begann wegen eines Führers zu unterhandeln. Einen Sippence hätten wir gern geopfert, doch die „schwarzen Herrn“ verlangten 2½ Schilling. Das war uns zu viel. Nach langem Hin- und Herreden versprach endlich der Hausherr, uns einen Knaben zu verschaffen, der uns um einen Sippence (halbe Mark) führen sollte. Inzwischen gelangten wir zu einem benachbarten Kraal; im Nu waren wir von einer Anzahl halbnackter Männer umgeben, die uns ob unserer feierlichen Ordensstracht höchlichst bewunderten und sogleich anfangen, um dies und das zu betteln, bis sie merkten, daß wir selbst mit leeren Taschen kamen. Hier kam auch unser „Führer“, der im ersten Kraal in Aussicht gestellte Knabe. Er hatte unter den einen Fuß ein Stück Leder gebunden, was in seinen Augen wahrscheinlich einen Schuh repräsentieren sollte, am flotten Marschieren hinderte ihn nichts, denn er trug mit Ausnahme einer winzigkleinen Leibbinde das reinste Adamskostüm. Weil uns aber dies als ungenügend erschien, suchte man im Kraal nach einer geeigneten Montur. Sie war schnell zur Hand; es war ein alter, schreienroter, englischer Soldatenrock, der ihm bis über die Kniee reichte und auf den er sich offenbar nicht wenig einbildete.

So marschierten wir also zusammen ab; doch bald zeigte es sich, daß unser „Führer“ selbst der Führung bedurfte. Zum Glück kam zeitweilig wieder ein Kaffernkraal, wo wir nähere Erkundigungen einziehen konnten, und so rüdten wir unserm Ziel doch immer näher. Nun bogen wir in ein endlos langes, rechts und links von Höhenzügen eingeschlossenes Tal ein, in dessen Hintergrund die stolzen Drakensberge sich erhoben. Zuweilen mußten wir durch große, tiefe Rinn-
falle klettern, welche kolossale, wolkenbruchartige Regengüsse in die Talsohle gerissen. Endlich, nach dreistündigem Marsch waren wir glücklich am Ziel! Wir sahen das von einem Holländer erbaute, während der letzten Jahre von einem australischen Pächter verwaltete Schoemansdal, von uns „St. Joseph“ genannt, unser nunmehriges Heim!

Der Empfang ließ an Herzlichkeit manches zu wünschen übrig. Drei Kaffernmädchen, die wir in der Nähe der Haustüre erblickt hatten, nahmen schleunigst Reißaus, als wären wir leibhaftige Menschenfresser. Wir konnten sie auch nirgends mehr finden. Die Türe war geschlossen, kein Mensch zu sehen und zu hören; nur ein großer, englischer Bulldogg empfing uns mit wütendem Knurren und Bellen. Endlich gelangten wir doch in einen Raum, den offenbar Br. Servulus in Beschlag genommen hatte. Beweis hierfür war uns ein Trappistenhabit an der Türe und das Kreuzifix

an der Wand. Ich hatte in Mariannhill gehört, es befände sich in St. Joseph bereits ein Altar, und ich hatte mich den ganzen Morgen darauf gefreut, heute dahier die erste hl. Messe lesen zu dürfen, — gerne waren wir auch deshalb bis jetzt nüchtern geblieben, obgleich die Mittagsstunde schon sehr nahe gerückt war. Und siehe, an Ort und Stelle war von einem Altar auch nirgends eine Spur zu sehen. So gibt es eben im menschlichen Leben der Enttäuschungen mancherlei, und glücklich der Mensch, der sich gelassen in alles zu fügen weiß.

Da das Nüchternbleiben keinen weitem Zweck mehr hatte, wollten wir zu Mittag essen; allein mitgebracht hatten wir nichts, und im Hause fand sich nichts vor, als ein Stück zähen Schinkens, der für einen Trappistenmagen nichts Einladendes hatte. Die eine Hälfte davon schenkten wir nebst 9 Pence unserem kleinen Führer, der damit lachend von dannen zog, und mit der andern Hälfte beschwichtigten wir den grimmen Zorn des endlos lässenden Hundes. Wir selbst aber labten uns an etwas Milch, die wir schließlich in einem Eimer gefunden.

Hatte ich die verfloßene Nacht im Eisenbahnwagen soviel wie nichts geschlafen, so ging es mir in der ersten Nacht, die ich in St. Joseph zubachte, nicht viel besser. Das an sich schon ärmliche Bureauhaus war offenbar während der letzten Jahre sehr vernachlässigt worden. Beide Giebel sind dem Einsturz nahe, und in unserm Schlafzimmer, wenn ich es so nennen kann, ging vom Fußboden bis unters Dach ein ein faustgroßer Riß. Es litt mich daher nicht lange im Bett, und beim ersten Morgengrauen machte ich mich auf, um dem Bruder Servulus nach Besters entgegenzugehen. Dabei hatte ich noch das Malheur, mich auf dem Weg zu verirren; plötzlich sah ich mich nämlich auf den endlosen Grasflächen zwischen einer Schafherde von sicherlich 1000 Stück. Der sie führende Hirte zeigte mir übrigens wieder den rechten Weg, und so kam ich schließlich doch in Besters an, gerade als der Zug in die Station einfuhr.

Nachdem ich Bruder Servulus begrüßt und ihm über alles den nötigen Aufschluß gegeben hatte, war mir vor allem darum zu tun, den oben erwähnten Altar, der, wie ich jetzt erfahre, sich noch in Bluebank befand, zu bekommen. Bruder Servulus war vom gleichen Interesse bejeelt, und so machten wir uns noch am gleichen Tage dorthin auf den Weg. Auch ein Ochsenwagen war nach Bluebank beordert worden; letzteres wäre allerdings nicht nötig gewesen, denn der ganze „Altar“ bestand aus einem Portatile (kleinen Altarstein), einer weißen Casula, nebst den übrigen liturgischen Gewändern, zwei Leuchtern und einer Kelchbedeckung. Als dem bisherigen Mariannhiller Klosterjakristan mußte mir das alles doppelst armselig erscheinen. Dennoch war ich auch um dieses noch herzlich froh, bot es mir doch die Möglichkeit, meinen guten Brüdern und den umwohnenden Christen die hl. Messe zu lesen. Dankbar trugen wir also unseren „Kirchenschatz“ nach St. Joseph. Bruder Servulus erstand hier von dem australischen Pächter, der bis dahin auf der Farm geblieben war, ein kleines Holzgestell. Das richteten wir zu einem Altartische her, eine Bettdecke bildete das Antependium, als Leuchterbänke benützten wir zwei Ziegelsteinen, als Quasi-Tabernakel ein Kistchen. Kanontafeln, Messpult, Glöckchen müssen wir uns vorläufig

„denken.“ Dennoch kamen mir beinahe unwillkürlich die Tränen, als ich hier zum erstenmale die hl. Messe las, zumal da ich sah, daß sich der ganze Raum mit schwarzen Neubefehrten füllte. Mit Freuden waren die guten Leuten, die schon seit acht Jahren auf einen katholischen Priester gewartet hatten, von allen Seiten herbeigeeilt, als sie hörten, daß in „St. Joseph“ Trappisten seien und Gottesdienst gehalten werde. Mit großer Inbrunst schlossen sie sich dem hl. Opfer an und sangen dabei ihre schönsten Lieder. O, wie sehr bedauere ich, daß ich der kassrischen Sprache noch so wenig mächtig bin! Ich war eben bisher immer im Innern des Klosters beschäftigt und hatte keine Ahnung, daß mich meine Obern wegen Mangel an Priestern so unerwartet schnell im äußeren Missionsdienst verwenden würden. Mein Trost ist der, daß zeitweilig Rev. P. Florian von M.-Ratschitz hierher kommt, um die Leute zu unterrichten und Beicht zu hören.

Von „Land und Leuten“ kann ich als Neuling noch nicht viel berichten. Die wenigen Katholiken — ich schätze deren Zahl auf etliche 40 bis 50 — haben offenbar guten Willen, die übrigen sind der Mehrzahl nach Heiden, die bisher vollständig sich selbst überlassen waren und daher aller kassrischer Ueberlieferung getreu, fleißig dem „Utshwala“ zusprechen, und dabei das süße Nichtstun pflegen. Das Land ist hochgelegen, die Luft rein und sieberfrei, — meistens streicht eine friische Brise über die weiten Grassflächen dahin, — es hat gute Weidegründe, teilweise auch fruchtbares Ackerland, ist aber arm an Wasserläufen und gänzlich ohne Holz, weshalb hier das einfachste Brettlein oder Kistchen einen kleinen „Schatz“ repräsentiert. An Arbeit fehlt es uns dabei wahrlich nicht, denn vieles ist verwahrlost, die Fencen sind niedergegetreten, teilweise noch vom Burenriege her zerstört, die Wasserleitung lech, die offen daliegenden Rohre stellenweise von der Kälte gesprengt usw. usw.

Von der Tierwelt sind besonders viele Vögel anzutreffen, darunter eine Unzahl Tauben. Ein Tefman, ein ganz merkwürdiger, von den Kassern vielfach zu Zauberzwecken mißbrauchter Vogel, hat ungefähr anderthalb Kilometer von uns entfernt sein Nest, das einem großen Düngerhaufen gleicht, in den er von unten hineingeht. Er ist sehr schön und hat die Größe eines Reiheres. Ein zweiter, sehr großer Vogel, von den Kassern Isingisi genannt, gleicht einem Truthahn. Es soll auch Tiger in der Nähe geben, doch haben wir gottlob davon noch nichts gemerkt.

Hier in St. Joseph hatte ich zum erstenmal Gelegenheit, die Segnungen der hl. Armut kennen zu lernen. Denn hier hatten wir weder Früchte, noch Gemüse, noch Brot, — selbst der Meßwein drohte mir auszugehen, — und die Lebensmittel, die uns vom Mutterhaus und von M.-Ratschitz zugesandt wurden, blieben lange in Ladysmith liegen. Die Bahnverwaltung hat nämlich hierzulande die löbliche Gewohnheit, mit der Beförderung kleinerer Sendungen zu warten, bis deren eine gewisse Zahl zusammen gekommen ist, und sich der Transport rentabel macht. Dennoch aber sind wir zufrieden und guter Dinge, halten, so gut es geht, unsere Tagesordnung und singen am Abend fröhlich und kräftig zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau das „Salve Regina.“

Soweit P. Eligius. Sollen wir den schlichten Worten des guten Paters noch etwas beifügen, oder spricht das Gesagte nicht an sich schon laut genug? Gewiß hat mancher unserer geehrten Wohltäter beim

Lesen dieser Zeilen den Entschluß gefaßt, dieser unserer jüngsten Missionsstation „St. Joseph“ schon ihres großen Patronen wegen nach Kräften aufzuhelfen. Zählen doch die Kinder, Schüllinge und Verehrer des hl. Joseph nach ungezählten Tausenden, und pflegt anderseits der große Patriarch jedes gute Werk, in reiner Absicht Gott dargebracht, überreich zu vergelten, denn der Himmel läßt sich an Großmut von uns armen Erdenpilgern nicht übertreffen.

Nur ein Gedanke ist es übrigens, den wir zum Schlusse noch kurz andeuten wollen: Wie schon oft betont, und wie auch aus obigem Bericht neuerdings erhellt, fehlt es unserer Mission namentlich an Missionspriestern; daher unser ständiger Ruf nach guten Priester-Postulanten. Ein frommer, seeleneifriger Priester ist unseres Erachtens das beste Geschenk, das der Himmel uns geben kann. Solche Gaben aber wollen verdient und erbeten werden. Wir in Mariannhill beten viel darum, heute aber appellieren wir auch an das Gebet unserer geehrten Leser und Wohltäter, speziell auch der Kinder, welche deren Leitung und Obhut anvertraut sind, — denn das Gebet dieser Kleinen vermag viel bei Gott, — daß sie ihre Gebete mit den unserigen vereinen. Wo sind nun die Eltern, die Lehrer und Lehrerinnen, die ihre Kinder in genannter Intention zu einer kleinen Novene zu Ehren des hl. Joseph anleiten wollen? — Tausendfaches „Vergelt's Gott!“ zum voraus! Gott und der hl. Joseph lohne ihnen diesen Liebesdienst zeitlich und ewig überreich!

Missions-Erinnerungen.

Von Rev. P. Wilhelm O. C. R.

Es war im Juli des Jahres 1897, als ich von meinem damaligen Obern, dem Ehrwürd. Vater Amandus †, den Auftrag erhielt, auf unserer jetzigen Missionsstation Maria-Linden die Missionsarbeit zu beginnen.

M.-Linden ist in Ost-Briqualand (Kapkolonie) gelegen und gehört zur Lokation des oft genannten Basuto-Chief George Moshwehwe. Der Magistrats-Bezirk ist Matatiele und die ganze dortige Gegend ist dicht mit Schwarzen besetzt. Die Bevölkerung ist sehr gemischt; sie setzt sich aus mehreren Basuto- und Kassestämmen zusammen; von letzteren sind namentlich die Amahlubi und Amatsisi stark vertreten. Diese beiden Stämme hatten sich zu Tschakas Zeiten von den nördlichen Gebieten Natal's hierher geflüchtet und leben nun seitdem teils im eigentlichen Basutoland, teils in anderen angrenzenden Bezirken friedlich mit den Basutos zusammen. Auch gibt es daselbst noch Reste des einst sehr mächtigen Tembustammes, doch leben diese getrennt in eigenen Dörfern und haben nicht viel Gemeinschaft mit den übrigen Bewohnern. Man erkennt sie meist an ihren eigentümlichen, etwas gelb gefärbten Decken. Von Bekehrung wollten sie bisher wenig wissen. Unter der übrigen Bevölkerung finden sich viele protestantische Sekten; am zahlreichsten sind unter den Basutos die Kalvinisten, unter den Kassern die Wesleyaner vertreten.

Den nächsten Anlaß zur Gründung von Maria-Linden gaben einige katholische Basutofamilien. Sie waren im Basutoland getauft worden und später nach der oben genannten Lokation ausgewandert. Ein Oblatenpriester kam, bevor sich die Trappisten in Mariazell niedergelassen hatten, zeitweilig aus dem Basuto-